

2)

Ein Mann.

Von Camille Demonnier.

Er trommelte mit seiner Faust auf die Erde. So, das ihr und allen ihresgleichen! Es gab ihrer zur Genüge: die Dirnen, die er bei der Kirmees traf, waren minder schön und spröde. Und oft ebenso hübsch!

Dann fakte ihn neuerlich seine törichte Mut. Er sah wieder das Stückchen ihrer nackten Schulter vor sich und den Schmelz ihrer Sammetaugen. Der Zauber ihrer braunen Haut hatte ihn gefangen genommen; er verzehrte sich in einem dumpfen Verlangen nach ihr. Er riß eine Hand voll Gräser aus und biß hinein, um an ihrer Frische den Brand seiner Leidenschaften zu fühlen. Die drüdende Mittagschwüle erschlaffte die Luft und schien den Wald in einen Zauberschlaf einzuspinnen.

Und wie der Mann früher unter den bleichen Schatten der Nacht geruht, versank er auch unter dem grellen Tageslicht in einen tiefen Schlaf. Die Büsche schlossen über seinem Haupt ihre grünen Vogengewölbe; der Weißdorn tropfte seinen Blütenschnee in seine lockigen Haare. Er hatte sich wieder der Erde vermählt, war wieder der geworden, für den sie die Spitzenschleier ihrer Blätter wob, die würzigen Säfte des Thymians, der Pfefferminze und des Lavendels braute, für den sie die Insekten schwirren, die Vögelchen singen und die Quellen mit seidigem Rascheln unter dem Moose plätschern ließ.

Als er die Augen wieder aufschlug, tauchte die Sonne unter den Horizont. Aus dem Herzen des Waldes schlugen seltsame Geräusche, für jeden anderen unnehmbar, an sein Ohr: er fühlte unter dem flüchtigen Tritt des durch die Dämmerung hutschenden Wildes den Boden erzittern: nach dem Manne war der Jäger in ihm erwacht. Geheimnisvoll verlor er sich in dem grünen Pfad, mit jedem Schritte ein wenig tiefer in den Schatten verschwindend.

2.

Als der Morgen dämmerte, kam der Bursche abermals in den Garten und legte sich unter den Bäumen ins Gras.

Auch heute spielten schillernde Lichter in der Blütenpracht der Apfelbäume. Auf dem Misthaufen gackerten die Hennen, aus den Ställen erscholl Kindergebrüll. Flaumwölkchen zogen über das Firmament, bis ihr weißer Schaum in der Ferne zerichmolz. Bald begann eine purpurne Glut den bleifarbenen Himmel zu röten. Kein einziger Lufthauch bewegte die Blättchen, die sich starr, doch vollentfaltet, ausgerichtet hatten, und über der Flur brütete eine lastende Stille wie ein Ueberbleibsel der Nacht.

Doch allmählich stieg auch das Leben mit der Sonne empör und überall begann es sich zu regen: in den Wiesen wurde es lebendig. Die Knospen barsten, die saftgeschwellten Blätter wiegten sich leicht; und die dampfende, weiche Gartenerde hob sich wie in einem Krampfe.

Der Mann beobachtete die Fenster des Hofes. Sie waren geschlossen, und das ganze Haus schien noch in tiefem Schlafe zu liegen, obgleich der Kamin rauchte und das Leben vom Gehöfte bereits Besitz ergriffen hatte. Er las kleine Kieselsteinchen auf; doch als er sie an ihr Fenster schleudern wollte, besann er sich: er war zu weit entfernt und froh deshalb näher.

Die Kühe kamen im Gänsemarsch aus dem Hofe, mit ihren Hörnern einander stoßend und drängend. Eine Kuhmagd, dieselbe, die er tags zuvor gesehen, trieb sie unter „Gü“-„Ho“-Rufen heraus, mit ihren Händen wie mit Dreschflegeln auf die Kinder einhauend, die Ausreißergelüste zeigten. Ihre Füße bildeten im Grase breite, rote Kleeße; er achtete ihrer nicht.

Die Herde zog durch den Obstgarten, kletterte den Abhang hinan und verbreitete sich über dem grünen Acker wie bunt-schneidige Farbensflecke; das Mädchen kehrte in den Hof zurück, nachdem es die Viehhecke sorgfältig verschlossen hatte.

Der Bursche zog sich tiefer in den Forst zurück. Zwischen den Buchen stand eine einzelne Eiche. Mit Händen und Füßen kletterte er bis zum höchsten Ast, auf den er sich mit

baumelnden Füßen niederließ; von hier aus beherrschte sein Auge das ganze Gebäude.

Nun begann sich der Hof mit geschäftig hin und her laufenden Menschen zu füllen. Er sah zu, wie die alte Stren nach der Senkgrube gefarrt wurde. Aus einer Scheune leuchtete das schweifige Gold eines Wagens voll frischgeschnittem Raps. An den Fenstern des Erdgeschosses glitt bisweilen ein flüchtiger Schatten vorbei. Dann riß er die Augen weit auf und bemühte sich, in der verschwommenen Silhouette das schöne Mädchen seiner Sehnsucht wiederzuerkennen.

Auf einmal begann der Backofen zu qualmen, und ein brenzliger Geruch von brennendem Holze stieg in die Luft. Dann wurde im Hause eine Stimme vernehmbar. Die Gestalt löste sich von der Fensterscheibe, verlor sich einen Augenblick im grauen Dämmerlicht des Flurs und erschien endlich auf der Schwelle im vollen Tageslichte. Sie war's! Er sah sie über den Hof gehen; aufrecht, ohne sich im geringsten zu neigen, trug sie zwei bis zum Rande mit einem gelblichen Teig gefüllte Backformen unterm Arm. Ihm war's, als ob er sie zum ersten Male erblickte. Hochgewachsen war sie und breit, ihre Hüften wolgerundet, und ihre nackten Arme hatten einen bräunlichen Stich wie reifes Roggenkorn. Ueber ihrer vollen, üppigen Brust straffte sich ein braunes Wolljäckchen. Sie ging ins Backhaus.

Es war heute Backtag. Er hörte sie mit dem Ofenvischer hantieren, die Asche schüren und mit ihrer tiefen, leicht vibrierenden Stimme die Magd auswechseln. Einen Augenblick erschien sie, hochrot von der Hitze des Ofens, in der Tür und blinzelte nach den Apfelbäumen. In der Eiche entstand ein Sturm: aufgeregt rutschte er auf seinem Aste hin und her und riß ihr etwas zu.

Nun begann sie herzlich zu lachen, und sie zeigte der Kuhmagd mit dem Finger die dunkle Gestalt in den Zweigen; dann winkte sie ihm lebhaft zu. Da wurde sie von jemandem gerufen und ging ins Haus. Von Zeit zu Zeit näherte sie ihr Gesicht einem der Fenster und sah nach seinem hartnäckigen Späherposten. Seine Beharrlichkeit übte einen eigenen Reiz auf sie aus: sie erlag der geheimen Anziehungskraft dieser unermüdblichen Bewachung. Und entschlossen trat sie wieder vor die Türe und sandte ihm voll ihre Blicke zu. Zwischen ihren Lippen hielt sie einen Fliederzweig; den nahm sie heraus, hielt ihn vors Gesicht und schwenkte ihn dann in die Richtung der Eiche; dieses Gebärdenpiel erschien wie ein neckisches Getändel.

Goldgelb funkelte die majestätische, stolze Eiche im vollen Sonnenlichte; saphirblaue Fliegen tanzten einen tollen Wirbelreigen um ihre Blätter. Der Mittag mit seiner drückenden Schwüle kam. Er hörte Tellergeklapper im Gehöft, und fast unmittelbar darauf kehrten die Knechte todmüde, mit gerösteter Haut von den Feldern zurück. Dann wurde helles Gabel- und Messergeklirre laut. Nach einer weiteren halben Stunde hörte man klappernde Holzschuhe und schwere, eisenbeschlagene Sohlen über das Hofpflaster schlürfen, die sich allmählich in der Richtung der Scheune verloren, wo sich ein Knecht nach dem anderen erschöpft ins Stroh warf. Und bald schnarachte das ganze Haus.

Da erschien die junge Bäuerin auf einem schmalen Fußpfad, der längs des Baumgartens nach den Feldern führte. Ihr Gesicht beschirmte ein breitkrämpiger Strohhut, der ihre Wangen mit einem grauen Schattenkranz umrahmte, und in ihrer Hand wiegte sich eine Sichel. Sie schritt quer über einen frisch gepflügten Acker und umging ein Getreidefeld, bis sie an eine Kleewiese gelangte. Sie wanderte langsam, mit dem schweren Tritt der Bauern unter der Mittagssonne. Nicht ein einziges Mal wandte sie den Kopf zurück, ihre stämmigen Schultern zeichneten sich scharf von dem blauen Himmel ab. Als sie die Wiese erreicht, kauerte sie sich nieder, und nun erst blickte sie auf die ferne Eiche.

Der Mann war nicht mehr zu sehen. Mit sicherem Instinkte fühlte sie, daß er jetzt kommen werde. Mit vollen Fingern griff sie in den buschigen Klee und begann ihn halbkreisförmig zu mähen. Neben ihr stand ein offener Sack, in den sie den Klee von Zeit zu Zeit mit beiden Händen einfüllte.

Friede lag über der schweigenden Flur. Bloß von dem

nahen Sumpfe hörte man das Quaken der Frösche, und manchmal verloren sich auch diese rauhen Töne und erstarben in der schlummertrunkenen Luft.

Sinter ihr hustete jemand.

Rasch wandte sie den Kopf und sah ihn reglos am Feldrain stehen und sie anlächeln. Sie hatte sein Kommen nicht gehört. Instinktiv blickte sie auf seine Füße, in der Meinung, daß er die Schuhe abgestreift habe, um sie leichter zu überraschen. Aber er trug derbe Lederstiefel mit dicken Sohlen, und diese Stiefel hatten nicht mehr Geräusch gemacht als ein bloßer Fuß. Vor Staunen zog sie die Brauen hoch.

Er blickte sie ungemein sanft mit seinen großen Augen an. In diesem Blicke war nicht die geringste Spur von Verwegenheit zu lesen. Eine seltsame Befangenheit hielt ihn wie festgebannt; er wagte nicht zu reden.

Sie kniete in dem hohen Grase, das ihren Leib fast gänzlich verdeckte. Sie musterte ihn, den Kopf leicht zur Seite geneigt, eine geheime Genugtuung fühlend, daß er vor ihr so kleinlaut stand. Auf einmal sprach sie zu ihm, ihn unwissentlich duzend:

„Wie heißt Du?“

„Cachaprés“, antwortete er.

Sie zeigte sich sehr überrascht.

„Der Wilderer?“

Er nickte ein paarmal langsam mit dem Kopfe.

Da wiederholte sie wie in Gedanken verloren:

„Ach! Also Du bist der Cachaprés?“

Und abermals bejahte er mit dem gleichen, bedächtigen Nicken.

Sie betrachtete die herbe, männliche Schönheit dieses Bewohners des Waldes. Sein vierchrötiger Kumpf ruhte auf breitausladenden, geschmeidigen Hüften. Seine Beine waren kräftigerade, die Schenkel stramm, die Knie wohlgeformt und seine Hände zart, ohne verunstaltende Schwielen. Sie bewunderte auch sein rabenschwarzes Haar, das die niedrige Stirn mit reichen Locken umrahmte, und zu ihrer Bewunderung gesellte sich noch ein viel größeres Staunen: daß der Mann, der da vor ihr stand, der leibhaftige Cachaprés sei. Schreden war mit diesem Namen verknüpft: man wußte, daß dort, wo er war, das Wild in Todesgefahr schwebte. Und dieser furchtbare Mann neigte vor ihr demütig sein Haupt, gebändigt wie ein wildes Tier.

Nach einer kleinen Pause begann sie wieder:

„Warum wilderst Du?“

„Na — weil es mich freut!“

Seine Schüchternheit war geschwunden. Er fuhr fort:

„Es gibt Leut', die Holz schlagen; 's gibt welche, die die Erde bebauen; dann gibt's Leute, die Handwerker sind. Ich — ich lieb' die Tiere!“

Er sprach, sich in den Hüften wiegend und mit hocherhobenem Haupt; er war auf seine Beschäftigung stolz und rühmte sich ihrer. Sie hatte wieder begonnen den Klee zu mähen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Geopferten.

Von Johani Aho.

Der Marsch nach dem Gletschermassiv war für uns alle ein reiner Genuß und voll tiefer Freuden. Erst der anstrengende Aufstieg, unter dem der ganze Körper wie neugeboren wurde und sich im herrlichsten Lustbad reinigte. Und dann oben, ein ganzer Tag in Sonne und blendender Klarheit am Fuße schlummernder Schneegipfel, eine spannungsvolle Gewitternacht und dann wieder ein strahlender Morgen. Im Touristenhotel fanden wir Speise und Trank und alle Bequemlichkeiten und Unterhaltungen, die die Kultur überhaupt zu schenken vermag. Wir waren in Gesellschaft sympathischer, fröhlicher und vergnügter Menschen, genossen Sang und Musik und am Abend tanzten unsere Führer mit den Kellnerinnen so leidenschaftlich, daß die Dachbalken erzitterten. Und des Nachts ein ständiger Schlaf in prächtigen Betten.

In der besten Stimmung schritten wir nun wieder talabwärts. Es fand sich noch viel Schnee vor und wir sanken in ihm bis zu den Knien, aber wir konnten doch ohne sonderliche Mühe vorwärts kommen. Bei solchen Gelegenheiten und in dieser Stimmung denkt man gewöhnlich an niemand anderen, als an sich selbst. Man ist von seinem eigenen Wohlbefinden so erfüllt, daß, wenn man ganz zufälligerweise eines Anderen gedenkt, man ihn herbeiwünscht, um ihn auch dieses Wohlergehen zu vergönnen — weil dies das eigene Wohagen noch erhöhen müßte. Und man ist von all dem Schönen, was die Welt zu bieten hat, gerührt und dem Weinen nahe. Unsere moderne

Kultur mit all ihrem Komfort ist doch wirklich etwas, das . . . ! Es ist ja wirklich großartig, daß sie es will und vermag uns ihre hilfreiche Hand hier mitten in der tiefsten, kahlen und kalten und unbewohnten Gletscherwildnis entgegenzustrecken! Ei, wie müht sich doch diese schöne Welt um uns, ihre Schöpfungskinder!

Mit heller Freude gedachte ich besonders unserer Nachtherberge, dieses kleinen Touristenhotels, in dem wir ein schüßendes Dach gefunden und es so gemütlich hatten, wie man es eben nur in einem tiroler Hotel haben kann, wo man einem mit einer Herzlichkeit begegnete wie sonst nirgends. Und unsere Freude steigerte noch der Gedanke, daß dieses Hotel so hoch oben erbaut wurde, daß man es nicht ohne große Anstrengung erreichen konnte, daß es ausschließlich jenen diente, die die Natur so lieben, daß sie keine Mühe und keine Gefahr scheuen, um zu ihr zu gelangen.

Denn mit Ausnahme der Mauern, die aus Stein waren, mußte das ganze Baumaterial von weit her herbeigeschleppt werden. Alles, alles, Fußboden, Dach, Turm, Möbel, Bettdecken, Küchengerät — alles hat hierhergeschafft werden müssen, wahrscheinlich auf dem Rücken eines Esels oder eines starken Gebirgspferdes. Der Proviant mußte natürlich täglich mehrere Kilometer weit aus dem Tale geholt werden. Und nun wurde dieses Touristenhotel allmählich zu klein für den immer wachsenden Touristenstrom, so daß man schon begonnen hatte, ein zweites, ebenso großes Gebäude zu errichten. „Wenn Sie im nächsten Jahre wiederkommen, werden jeder von Ihnen ein eigenes Zimmer erhalten können und da werden Sie es noch gemütlicher haben,“ sagte der Wirt. „Wir werden nämlich auch eine große Veranda errichten, von der man — wenn sich der Nebel gelegt hat — die großartigste Aussicht haben wird.“

Wir versprachen natürlich wiederzukommen, da wir äußerst zufrieden waren mit diesem wunderbaren Heim in der Gletscherwildnis. Von all dem sprachen wir untereinander, während wir hie und da einen freudigen Jodler ausstießen, um das schallende Echo der Felsen zu hören.

„Was kann das für ein merkwürdiges Tier sein, das da hinauf kommt?“

Wir blieben stehen, sahen hinab und waren auf etwas Neues und Merkwürdiges gefaßt, denn in den Bergen kann man die seltsamsten Dinge zu sehen bekommen. Es geschieht zum Beispiel oft, daß ein Reißigbündel ganz von selbst den Abhang heruntergewandert kommt; nähert es sich, so gewahrt man noch immer nichts anderes als das Reißigbündel, das ohne Füße des Weges daher trollt. Erst, wenn es vorüber ist, und man sich umwendet, kann man sehen, daß es dennoch Füße hat — Eieselfüße. Ein anderes Mal geschieht es, daß ein mächtiges dahintrottendes Heubündel dir mit einer menschlichen Stimme einen „Guten Tag“ wünscht, und du siehst aus dem Heu heraus ein paar Menschenaugen glänzen, aber ob die einem Manne oder einem Weibe gehören, ist dir unmöglich zu erforchen.

„Das ist ja eine Bretterfuhr!“

Und es war wirklich eine Ladung Bretter, die wackelnd und im langsamen Tempo den steilen, felsigen Pfad hinaufstoch. Etwas weiter unten wurde man einer zweiten gewahrt und dann noch einer dritten. Sie kommen so langsam und so mühselig aufwärts, daß man kaum wahrnehmen konnte, ob sie sich bewegten. Ich dachte mir: ein Esel kann doch diese Last nicht auf diesem steilen Wege aufwärts tragen, sicher tragen zwei Esel an jedem dieser Bretterhaufen.

Aber es waren keine Esel. Es war ein Mann, der auf seinen Schultern und auf seinem Kopfe ein halbes Duzend dieser langen und schweren Bretter trug. So schwere Lasten hatten wir noch nie bergauf tragen gesehen. Der Mann näherte sich uns und ließ für einen Augenblick seine schwere Bürde derart auf einem kleinen Felsvorsprung nieder, daß er sie wieder aufnehmen konnte, ohne sich zu bücken. Er und seine Kameraden da weiter unten waren unterwegs mit den Brettern für den Fußboden des neuen Hotelgebäudes.

Ich war ein wenig bestürzt und wußte nicht, was ich sagen sollte.

„Eine stattliche Last!“ sagte ich endlich.

„Oh ja!“

Er klagte nicht, er seufzte nicht, denn das tut kein todmüder Mensch, er atmete nur tief und schwer, ohne daß es ihm gelang, die Lungen mit Luft zu füllen. Sein Blick war starr und das Innere des Auges wie vertrocknet. Ich fragte ihn, wie seine Arbeit bezahlt werde. Er nannte den Lohn für jedes Kilo der Last, vom Tal hinauf zum Hotel. Es war eine lächerlich geringe Summe.

„Aber weshalb benutzt man Menschen für diesen Transport und nicht ein Gespann?“ fragte ich.

„Für Tiere ist der Weg zu steil und zu schlecht.“ —

Mein Gang war nun nicht mehr so geschmeidig, wie vorher, und meine Stimmung war nicht mehr im Einklange mit der großartigen Landschaft, die sich vor uns breitete. Also: alles hat auf Menschen rücken da hinaufgetragen werden müssen, das Bett in dem ich schlief, die Matratze, auf der ich mich behaglich reckte, die Bank, auf der ich saß, der Tisch, an dem ich aß, die Speisen — das Bier — der Wein. All dies ist von Menschen da hinauf geschleppt worden, mit zitternden Füßen, die im Schnee deranken . . . alles von Menschen diesen steilen Felsenpfad hinauf. Wie habe ich nur gestern daran nicht denken können! . . . Nun, und wenn auch . . . schließlich, was geht denn das mich an . . . helfen kann ich ja nicht . . . und ich glaube beinahe, ich schlug mit

dem Stod um mich, wie um etwas Unangenehmes zu verjagen, wie man nach einer zudringlichen Fliege schlägt. Aber es half nichts. Die Fliege surrte weiter.

Wir waren nun aus der Schneeregion zu grünen Wiesen und zu den roten Alpenrosen gekommen. Alles war hier mit Blumen übersät.

Wieder begegneten wir jemand. Das muß wohl ein Mensch sein, da der Bergpfad zu steil für Tiere ist. Und es ist ein Mensch, ein altes Weib, das auf dem Rücken eine Last Ziegel trägt. Da sie sich uns nähert, hält sie nicht an, geht nicht zur Seite und erwidert unseren Gruß, ohne den Blick vom Wege zu erheben; es ist, als ob sie, durch das starre Blicken auf den Weg, auch die Augen zu Hilfe nehmen wollte, um diesen steilen Bergpfad zu erklimmen, zu bezwingen.

Ich hatte gerade einige Alpenrosen gepflückt, um sie an meine Milche und an meinen Bergstod zu stecken. Aber ich kümmerte mich nicht mehr um sie.

Nun kam ein dritter Träger uns entgegen. Es war ein alter, grauhaariger, magerer Greis mit krummen Weinen, die er niemals der Richtung des Pfades anpassen konnte. Auf dem Rücken trug er einen gußeisernen Ofen. Auf seinen Wangen glühte ein mattes, krankhaftes Rot.

Mit ihren letzten Kräften krochen sie aufwärts — diese „Skaben der Arbeit“. Endlich, zum ersten Male in meinem Leben, begriff ich vollständig den Inhalt dieser Worte und begriff die Bitterkeit mit der sie ausgesprochen wurden von jenen, die ihre Bedeutung voll erfaßten.

Ich sah mich nach den Trägern um. Man konnte sie kaum von dem Bergpfade unterscheiden. Sie waren wie betäubt, waren eins geworden mit ihm, grau, wie er, leblos, wie er. Aber hoch oben stiegen die scharfen Konturen des Hotels mittlen im blendendweißen Schnee auf und auf dem Dache wehte freudig die Fahne.

Jetzt kamen wir in die Waldregion, ein großer herrlicher Naturpark am südlichen Hange des Berges. Der Weg war nicht mehr so steil und felsig, sondern bequem und breit. Der Bergbach hülfte längs des Weges von Stein zu Stein. Und als der Weg plötzlich eine Biegung machte, sahen wir uns vor einer prächtigen ebenen, grünen Wiese, die zur Last lockte . . .

Weshalb denn an etwas anderes als an seine eigene Freude denken, da man ja nur ihretwegen lebt? Ich habe das Recht und muß das Recht haben, zu jubeln und froh zu sein, ohne mich darin stören zu lassen. Was habe ich mit den Armen und Elenden eines fremden Landes zu schaffen! Ich kann ja ihre Lage nicht verbessern. Und wahrseinlich wird ihre Arbeit genügend bezahlt, sonst würden sie sie ja aufgeben. Auf diese Art hatte ich bis jetzt bei allen meinen Streifzügen durch die Alpen alle Reflexionen von mir gewiesen, wenn ich einen Träger ermattet am Wegrande liegen gesehen.

. . . Also, schlagen wir uns im Grase nieder, öffnen wir das Mägel . . . die Mittagsmahlzeit hervorgeholt . . . das Wasser spendet der Bach . . . und dann noch einen letzten Blick auf diese herrlichen, sonnüberstrahlten Matten . . .

Vor uns, quer über dem Wege, liegt ein schwarzer Gegenstand. Wir waren nahe daran, über ihn zu stolpern. Es war eine Eisenschiene, die wohl auch für den Neubau da hinaufgeschafft werden soll; als Dachstütze oder dergleichen. Am Begrabende liegt ein Mann, den wir anfangs gar nicht wahrgenommen hatten. Er liegt erschöpft dort, den Kopf an einen Stein gelehnt. Blut tropft aus seinem Munde und neben ihm liegt ein Taschentuch, ganz rot von seinem Blute, aber er hat nicht mehr die Kraft, das Tuch an die Lippen zu führen, und läßt das Blut auf die Wiese niedertropfen.

Diese eiserne Dachstütze soll also auch auf einem Menschenrücken dreitausend Meter hoch gebracht werden, auf Pfaden, die für die Tiere zu steil und zu schlecht sind! Und sie soll das Dach des Hauses stützen, zum Schutze aller jener, die gerade an dieser Stelle allen Komfort der Neuzeit genießen wollen!

Der Mann rührte sich nicht, er scheint uns weder zu sehen noch zu hören. Aber, obwohl er unbeweglich dort liegt, ist es doch, als ob er uns irgend etwas vorwerfen wollte, und ich versuche nicht einmal, mich vor mir selbst zu verteidigen. Ich fühle mich so beschämt und mein Herz krampft sich zusammen. Ich kann nicht länger bei dem plätschernden Bach stehen bleiben, mich nicht der Wiese erfreuen, kann keinen Abschiedsgruß auf die blauen Höhen werfen. Auf der Kehhaut meines Auges hat sich unverwischbar ein furchtbares Bild geprägt: eine Eisenschiene, neben der ein Mann liegt, dessen Rippen, unter harter Last, Blutstropfen weinen. Also auch hier oben, wo ich mir alles gerecht, harmonisch, freudvoll und frei vorstellte, auch hier ist dieser furchtbare Konflikt unseres Lebens, daß die einen in Sklaverei sich opfern müssen für die Freude der anderen — daß keine Kirche, kein Tempel der Kunst, ja nicht einmal ein kleines Berghotel gebaut werden kann, ohne daß diese Geopfertem blutend am Wegrand niederfallen.

(Autorisierte Uebersetzung von Karl Morburger.)

Der Schweizer Weberputsch von 1832.

Am 23. Juli waren es 80 Jahre, daß vor dem Obergericht in Zürich 33 Weber als Angeklagte standen und 31 von ihnen wegen

Brandstiftung zu Gefängnisstrafen oder Zuchthausstrafen von 2 bis zu 24 Jahren verurteilt, aber nur 2 freigesprochen wurden. Die höchste Strafe von 24 Jahren Zuchthaus hatte der 51jährige Hans Felix Egli aus der Gemeinde Bäretswil, Vater von sechs Kindern, als „Kädelführer“ erhalten. Der Staatsanwalt hatte gar die Todesstrafe durch das Schwert beantragt, obwohl bei dem fraglichen Brande kein Menschenleben verloren ging oder auch nur gefährdet war und obwohl viele Zeugen den Egli als geistesgestört bezeichneten. Sechs andere arme unglückliche und in einem begreiflichen Irrtum befangene Weber hatten je 18 Jahre Zuchthaus erhalten, die übrigen 24 Angeklagten Zuchthaus- oder Gefängnisstrafen bis herab zu zwei Jahren. Das Gerichtsurteil charakterisierte das Verbrechen der Hauptangeklagten als vorzüglich Brandstiftung, durch die ein Schaden von 270 000 Frank verursacht worden sei, nicht aber als Komplott oder Aufrüst, und den „weitverbreiteten Irrwahn“, welcher die Schuldigen beherrscht habe, führte es als Milderungsgrund an.

Um was handelte es sich in diesem bedeutungsvollen Gerichtsfalle? Um ein ergreifendes Weberdrama, das 12 Jahre später im schlesischen Weberaufstand sein geschichtliches Seitenstück erhielt.

Im Kanton Zürich waren Anfang des 19. Jahrhunderts etwa 18 000 Baumwollweber am Handwebstuhl tätig und sie schlugen sich durch die Mitarbeit von Frau und Kind sowie in Verbindung mit etwas Landwirtschaft recht und schlecht durch. Die sich immer mehr ausbreitende mechanische Weberei in England und den kontinentalen Ländern machte der Handweberei zunehmende empfindliche Konkurrenz und Anfang der dreißiger Jahre war die gesamte Industrie des Kantons Zürich mit ihren mehr als 40 000 Arbeitern auch durch die Rückwirkungen der Revolutionen in Belgien und Polen in Mitleidenschaft gezogen worden. „Die polnischen Juden“, sagt Theodor Curti in seiner ausgezeichneten Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert, „die polnischen Juden, welche den Absatz der Fabrikate nach den östlichen Ländern und Asien vermittelt hatten, fehlten jetzt auf der Leipziger Messe, was für den Kanton Zürich allein einen jährlichen Verlust von mehreren Millionen bedeutete und mit zur Erklärung dafür dient, warum man bei uns der Wiederherstellung eines unabhängigen Polens so große Bedeutung beimah; als russische Provinz, befürchteten die Industriellen, wurde Polen für den schweizerischen Handel verloren sein.“ Diese Feststellung des innigen Zusammenhanges von wirtschaftlichen Interessen und revolutionärer Sympathie der schweizerischen Kapitalistenklasse hat geradezu pikanten historischen Reiz. Indes ist die heutige schweizerische Kapitalistenklasse nicht anders geartet. Sie würde sich selbst mit der sozialistischen Organisation Deutschlands ganz ruhig abfinden, wenn sie mit ihm gute Geschäfte machen könnte und keine unmittelbare Gefahr für die Sozialisierung der Schweiz bestände.

Es war also eine Wirtschaftskrise eingetreten, die auch die Weber empfindlich traf. Curti berichtet über ihre Verdienstverhältnisse, daß die tüchtigsten Weber im Jahre 1830 mit der Herstellung von zwei Stüden Salicota-„Gallistüdtli“ 1 Gulden sechs Kreuzer wöchentlich verdienten; die weniger tüchtigen 30 bis 33 Kreuzer und die zahlreichste Klasse der Schwächeren, worunter sich die meisten Kinderjahren befanden, höchstens 16 Kreuzer, wenn ihre Auslagen für Schlichte und Öl abgerechnet waren.

Das waren elende Verhältnisse, unter denen die Weberbevölkerung schwer litt und mit denen sie sehr unzufrieden war. Und dazu drohte die Einführung der Webmaschine, welche Gefahr die Stimmung der Weber noch erbitterter machte. Sie hatten die Einführung der Spinnmaschine, die Vernichtung der Handspinnerei und das Elend der Handspinner erlebt und sie befürchteten von der Webmaschine das gleiche Schicksal, das ihnen noch viel schrecklicher erschien als ihr gewiß auch nichts weniger denn beneidenswertes Los als Handweber.

Das Jahr 1830 war für die Schweiz ein Revolutionsjahr. Die französische Julirevolution, die den König Karl davon gejagt hatte, verhehlte ihre auftrüttelnden Rückwirkungen auch auf die Schweiz nicht, und in den Kantonen Thurgau, St. Gallen, Aargau, Basel, Solothurn, Bern, Waadt, Luzern, Schaffhausen usw. rührten sich die Liberalen, das meiste Volk hinter sich, gegen das aristokratische Regiment, das sich in seiner Ausschließlichkeit und volksverachtenden Selbstüberhebung kaum viel vom monarchischen Absolutismus unterschied. Der Liberalismus siegte, und eine neue Ära der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung war eröffnet.

Im Kanton Zürich spielte sich die große einleitende Aktion der unblutigen Revolution in dem 21 Kilometer von der Stadt Zürich entfernten Bezirkshauptort Uster ab, wo sich am 22. November 1830 8000 bis 10 000 Mann versammelten, um die Forderungen des Volkes für eine neue freiheitliche Verfassung aufzustellen. Wie notwendig und reif diese Verfassungsrevision war, bewies die nachherige Annahme der neuen Verfassung in der Volksabstimmung mit 40 000 gegen nur 1725 Stimmen.

An dieser glänzend verlaufenen Verfassungsbewegung hatten sich auch unsere Weber mit den besten Hoffnungen beteiligt. Als das „Memorial von Uster“ aufgestellt wurde, verlangten die Weber die Aufnahme des Verbots der Webmaschinen, und der Redner Steffen gab ihnen die Versicherung: „Au dem muetz gullfse sy!“ (Auch dem muß geholfen sein.) Das war aber ein gefährliches und unerfüllbares Versprechen, das sich bitter rächen sollte. Mit der zunehmenden Not drangen die Weber immer entschiedener auf die

Erfüllung des ihnen gegebenen Versprechens sowie auf Abhilfe gegen ihr Elend. Sie wurden durch gesammelte Lebensmittel und Gelder unterstützt; man bemühte sich, sie durch aufklärende Zeitungsartikel zu beschwichtigen, aber es wurde damit der gewünschte Erfolg nicht erzielt. Und es wurde dem Fatz der Woden ausge schlagen, als die mechanische Spinnerei von Corrodi u. Pfister in Ober-Uster einige Webmaschinen aufstellte und so die Gefahr der Vernichtung der Handweberei akut geworden war. Jetzt stand der geheime Feind der Bevölkerung, dessen Ankunft sie längst gefürchtet, vor ihren Augen, und die Fabrik wurde der Gegenstand ihres tiefsten Hasses.

Am 22. November 1832, an welchem Tage wieder in Uster die Erinnerungsfest des erfolgreich gewesenen Ustertages vor zwei Jahren begangen wurde, kamen auch die Weber in großen Scharen daher und zündeten die Fabrik mit den gefährlichen Spinn- und Webmaschinen an. Alle Versuche von Beamten und anderen Personen, die empörten Weber von ihrem unheilsollen Tun abzuhalten, waren vergebens, das Verhängnis nahm seinen Lauf. Der genannte Egli erklärte gegenüber den abmahnden Mitgliedern des Versammlungskomitees: „Ja, ich weiß, was ich tue, denn ich bin jetzt 51 Jahre alt, aber wir sind es uns und unseren Kindern schuldig, die Maschinen zu zerstören, weil sie uns um den Verdienst bringen. Diese muß verbrannt sein; bis dahin haben wir keine Ruhe und kein Glück.“

Das Ende war die Verhaftung von 75 Männern, von denen der Staatsanwalt gleich in Uster noch 17 wieder freiließ, 2 in Uster im Gefängnis belieh und 56 nach Zürich ins Gefängnis transportiert wurden. Acht Monate später spielte der letzte Akt im Gerichtssaal, wo die unglücklichen Weber als gebrochene und mutlose Menschen sich verantworten mußten und von der raucherfüllten herrschenden liberalen Bourgeoisie mit entsetzlichen Strafen belegt wurden. Die Bestialität dieser Klassenjustiz stand auf dem Niveau des Wahnes der armen Weber von Uster; aber sie hatte keinerlei Entschuldigung für sich, während der Brand von Uster mit vielen Gründen entschuldigt, wenn auch nicht gerechtfertigt werden konnte.

Wie der Zustand der schlesischen Weber in Gerhart Hauptmann seinen Dramatiker gefunden, so der Brand von Uster in dem Zürcher Dialektidichter Jakob Stup.

Stup nannte das Ereignis von Uster die „Folge verabsäumter Volksaufklärung“. Es war aber auch die Folge der kapitalistischen Schandwirtschaft, die einen verbrecherischen Raubbau mit der Volkskraft trieb, ungehindert treiben und z. B. in den Spinnereien bei ununterbrochenem Betrieb selbst Kinder schon vom fünften Lebensjahre an täglich 14, 15, ja 18 Stunden gegen einen Hungerlohn von wenigen Rappen ausbeuten konnte! Und die Lohnverhältnisse der Männer und Frauen waren nicht viel besser.

Das liberale Regiment im Kanton Zürich war von kurzer Dauer. Im Jahre 1839 siegten wieder die Konservativen, die die Berufung des David Friedrich Strauß an die Züricher Universität als Anlaß zum „Zürcherputsch“ benutzten, der die Vertreibung des liberalen Theologen wie den Sturz der liberalen Regierung und die abermalige Etablierung des konservativen Regiments zur Folge hatte. Die einzige gute Tat, die die Konservativen vollbrachten, war die Amnestierung der armen Brandstifter von Uster, soweit sie noch am Leben und im Zuchthaus waren.

Seither hat die Webmaschine ihren Siegeszug vollendet und die Handweberei in der Baumwollindustrie restlos beseitigt. Hunderte mechanischer Spinnereien und Webereien mit etwa 30 000 Arbeitern und Arbeiterinnen zählt heute die Schweiz, und wenn auch die Arbeits- und Lohnverhältnisse besser sind als damals, das Textilarbeiter- und insbesondere das Webereielend besteht auch heute noch. In manchen Tälern ist die Spinner- und Weberbevölkerung degeneriert und auch für die Arbeiterbewegung nicht dauernd zu gewinnen. Und dennoch bringt sie ihnen die Morgenröte einer neuen Zeit, einer besseren, befreienden und glücklichen Zukunft — während der Feuerschein des Brandes von Uster nur das Unglück zahlreicher armer Weber und ihrer Familien sowie dem endlichen Sieg der Webmaschine über die Handweberei bedeutet hatte.

D. Zinner.

Kleines Feuilleton.

Biologisches.

Neues von der Geschlechtsbestimmung. Knabe oder Mädchen? Das ist immer noch die Frage. Ist die Frage der Geschlechtsbestimmung seit den Tagen der Schenkenschen Theorie der Lösung näher gebracht? Gewiß und zwar um ein gutes Stück. Der Wiener Biologe Paul Kammerer setzt den gegenwärtigen Stand der Frage in einem Büchlein, das soeben unter dem Titel *Bestimmung und Vererbung des Geschlechts bei Pflanze, Tier und Mensch* im Verlage von Theodor Thomas in Leipzig erscheint, in knapper Form, streng wissenschaftlich und dabei doch allgemein verständlich auseinander.

Gegenwärtig stimmen die meisten Forscher darin überein, daß das Geschlecht vererbt wird, in dem Sinne, daß es als erbliche Eigenschaft irgend einem anderen Rassenmerkmal verglichen werden kann. Von welchen Faktoren die Geschlechtsbestimmung abhängt, hat man auch mit Hilfe der Statistik untersuchen wollen, aber auch

hier sind die Ergebnisse zum Teil recht widersprechend. Alles, was sich aus der Statistik ableiten läßt, ist nach Kammerer folgendes: es gibt unleugbar Einflüsse, die das normale Geschlechtsverhältnis zu verschieben imstande sind, und zweitens kann man als sicher annehmen, daß der Ernährungs- oder Reifezustand der Keimprodukte mit der Bestimmung über das Geschlecht etwas zu tun hat.

Die als abgetan betrachtete Schenkensche Theorie kommt demnach, wenn auch nur in gewissem Sinne, wieder zu Ehren. Am Meeresringelwurm (*Ninophilus*), sind zum Beispiel verschiedene Versuche über die geschlechtsbestimmenden Ursachen gemacht worden. Bei ihm gibt es in ein und demselben Eierstode größere Eier, aus denen Weibchen werden, und kleinere, aus denen sich Männchen entwickeln. Mäusen ergab es nun bei gemäßigter Zimmertemperatur dreimal so viele Weibchen wie Männchen, in Kältekulturen mehr als viermal soviel Weibchen, und in Wärmekulturen war die Verteilung der Geschlechter ungefähr gleich. Wichtiger als Versuche an niederen Tieren sind natürlich die an höheren, besonders an Wirbeltieren. Hertwig hat Froscheier in verschiedenem Reifezustande befruchtet lassen, so Eier desselben Tieres in Abständen von 6, 18, 24 bis 96 Stunden. Den Ausfall dieser Versuche mit frühreifen, reifen und überreifen Eizellen drückt Kammerer in den Worten aus, daß von Befruchtung zu Befruchtung der Ueberschuß an Männchen immer größer wird, bis zuletzt, bei 72—96stündigen Intervallen ausschließlich Männchen zur Entwicklung gelangen. Frühreife und überreife Eier entwickeln sich zu Männchen, während die Weibchen desto mehr vorherrschen, je genauer das Ei sich zur Befruchtungszeit auf dem Höhepunkt seiner Reife befindet. Mit anderen Worten heißt dies, ein Männchen entsteht jedesmal, wenn der Keim sich unter möglichst ungünstigen Bedingungen befindet, Weibchen dagegen entstehen unter den besten Entwicklungsbedingungen. Der Unterschied zwischen frühreifen, vollreifen und überreifen Eiern beruht auf dem Verhältnis des Zellkerns zum Zelleib: bei unreifen und überreifen Eiern ist der Zellkern ungewöhnlich groß, im vollreifen Ei besteht der Hauptteil der Zelle aus dem eigentlichen Zelleib. Das Verhältnis zwischen Zelleib und Zellkern hängt aber von Außenbedingungen ab: ungünstige chemische und Temperatureinflüsse, Hunger und Kälte bewirken, daß der Zelleib verhältnismäßig zu klein bleibt, Wärme, Licht, Abwesenheit von Giften, kurz alle Einflüsse, die den Stoffwechsel fördern, lassen den Zelleib verhältnismäßig stark anwachsen. Die weibliche Zelle und die weiblich bestimmte Keimzelle ist somit in letzter Linie die besser ernährte Zelle, und guter Ernährungszustand wirkt mittelbar weibchenbestimmend, ebenso der schlechte Ernährungszustand männchenbestimmend.

Völkerrunde.

Die Stämme des oberen Amazonasstromes. In der Zulassung der anthropologischen Gesellschaft berichtet Georg W. v. Haffel, der am Amazonas Kautschukwäldungen besitz und 17 Jahre unter den dortigen Indianern gelebt hat, über die Indianer am oberen Amazonasstrom. Es ist die Gegend, die durch die Putumahogreuel eine so traurige Verühmtheit erlangt hat. Herr Haffel vertritt die Ansicht, daß die dortigen Indianerstämme ein ausgezeichnetes, bildungsfähiges Menschenmaterial darstellen, deren Schicksal zu erleichtern Ehrenpflicht ist. Durch die Grausamkeiten der Kautschukjäger sind die Indianer, die ihn monatelang aufs liebevollste versorgt und auf seinen Reisen begleitet haben, ohne dafür ein Entgelt zu beanspruchen, bis auf die Zahl von 200 000 zurückgegangen. Man kann in der Gegend, die von ungeheurer Ausdehnung ist, 60 verschiedene Sprachgruppen unterscheiden, die aber nicht scharf mehr zu trennen sind, da die Frauen, aus fremden Stämmen geraubt, ihre Sprache beibehalten und den Kindern überliefern.

Eine ziemlich genaue Scheidung ist möglich durch die Waffen. Auf der rechten Seite des Amazonas werden Pfeil und Bogen benutzt, auf der linken Seite werden vergiftete Pfeile durch das Blasrohr auf die Jagdbeute verwendet. Von den Stämmen am Putumaho lebt der Boitotto Stamm meist vom Ackerbau. Von den 20 000 Indianern leben dort vielleicht noch 5000, da sich die meisten vor den Kautschukräubern nach dem Rio Negro und dem Kaketa zurückgezogen haben, wo sie aber wieder anderem Raubgesindel in die Hände gefallen sind. Männer und Frauen sind sehr arbeitssam, sie tragen tagelang ganz kolossale Lasten. Sie fabrizieren sehr verschiedenartige Industrieerzeugnisse, von denen ihnen viele mit Gewalt entrisen wurden. Der benachbarte Voralstamm ist kriegerischer, hat sich aber auch nach dem Kaketafluß zurückgezogen, als er mit Gewalt zur Arbeit herangezogen werden sollte. Andere Stämme im Süden des Landes, das größtenteils eben ist, sind die Campas, Catshivas und Matshigangas. Letztere sind friedfertig, während die Catshivas Menschenfresser sein sollen. Diese haben noch ganz primitive Werkzeuge, wie die Steinaxt, und sind im Aussterben begriffen.

Einige Stämme sind Kopf- und Frauenjäger, auch weiße Frauen nehmen sie mit in den Urwald, nachdem sie die Männer getötet haben. Auf ganz besondere Art konservieren sie die erbeuteten Köpfe, von denen er einen vorzeigte, die sie als Trophäe in der Hütte aufhängen, die gewöhnlich für 2—300 Menschen errichtet wird. Die Pfeilgifte, mit denen sie die Jagdbeute erlegen, sind für den menschlichen Körper unschädlich.